universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Drei Sommer in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1871

I. Selrain - Lisens - Stubai. 1842

urn:nbn:at:at-ubi:2-8340

I.

Selrain — Lisens — Stubai.

1842.

Wir haben bisher einen guten Theil des untern Innthals gesehen und wenden uns nunmehr dem obern zu. Wir werden da zunächst die nördlichen Thäler, Selrain, Lisens und Stubai, das Lechthal und Paznaun durchwandern, nach diesen Landeck und Imst betrachten, dann aber die beiden Richtungen verfolgen, welche ins Etschland und nach Meran führen. Zuerst wird ein Gang durchs Oetzthal an die Reihe kommen und später eine Fahrt über „die obere Straße," über die Heide und durchs Vinschgau nach dem etschländischen Eden.

Aus dem schönen Dorfe Axams ziehen wir bei einbrechender Dämmerung davon, um im Bade zu Selrain über Nacht zu bleiben. So dunkel es wird, so ist gleichwohl zu bemerken, daß die Gegend sehr bevölkert, denn die Häuser am Wege gehen nie aus und unten vom Tobel herauf glänzen viele freundliche Lichter, ebensowohl als von den Halden herab, auf deren Höhe St. Krein (St. Quirini), ein Kirchlein, grau verschleiert winkt. Man konnte sich während des nächtlichen Ganges auf Selrain freuen, auf die gute Unterhaltung mit den Badegästen. Allerlei

Manns- und Weibsbilder, die unterwegs gefragt wurden waren der Meinung, es gebe deren noch genug, „wolter viele," und so schien es ganz billig, sich auf einen vergnügten Abend gefaßt zu machen. Unterdessen ging der Weg in einen Wald und es wurde immer finsterer. Ich langte endlich an und war der einzige Fremde im Hause — die Badegäste waren schon alle davon, wie es scheint, ohne daß es die Selrainer bemerkt hatten. Drum waren auch alle die zweiundzwanzig Zimmer unerleuchtet und der Abend verlief sehr still. Die Selrainer Gegend ist übrigens beständig mit zahllosen Tisch- und Leintüchern, Hemden und dergleichen Zierrath behängt, da sehr viele Innsbrucker Haushaltungen ihre Wäsche hier besorgen lassen.

Andern Morgens kam ich ins einsame Dörfchen Gries, welches am Ufer der kiesreichen Melach liegt, rings umgeben von Gerstenfeldern und steilen Jöchern, an denen sich grüne Matten hinaufziehen. Gegen Mittag bricht der Fernerkogel in die Höhe, ernsten Anblicks, scharf gespitzt, mit einzelnen Feldern ewigen Schnees bedeckt. Es ist still und klein jenes Dörfchen und die Landschaft macht wieder den Eindruck als wäre man an der Welt Ende, aber doch liegt noch anderthalb Stunden tiefer im Gebirge, im Grieser Thal, ein anderes Kirchdorf, St. Sigmund genannt, aus dem ein vielgepriesener Alpenweg auf die Bergwiesen von Kühetai und weiter am Stuibenbache fort über den Ochsengarten nach Au und Sautens am Eingange des Oetzthales führt. Er wird viel begangen, von Landleuten und Gebirgswanderern, ist aber fast eine kleine Tagreise. Taia, Tai heißt übrigens im Oberinnthal eine Alpenhütte.

Eine seltene Ueberraschung auf diesem Wege bietet oben in der Höhe von Kühetai, 6347 Wiener Fuß über dem Meere, ein altes landesfürstliches Jagd- und Lusthaus mitten in einem Kranze grüner Bergspitzen und nackter Schrofen.

Es ist ein ächt gebirglerischer Gedanke der ehemaligen Herzoge, ihr Sanssouci, Fantaisie, Favorite, Hermitage oder wie man's nennen will, in die sammetnen Triften dieser Hochalpen zu verlegen. Einst zogen hier Schaaren von fröhlichen Jägern dahin auf schnaubenden Gäulen. Ihre farbigen Federbüsche wehten damals zwischen dichten Wäldern von Fichten, Tannen und Zirbeln, die jetzt ausgehauen sind, und der muntere Klang der Hörner wiederhallte lustig von den grünen Halden. — In dem Bauhof, der noch erhalten ist, wohnen dermalen schlichte Hirten. Im ersten Stocke sind noch schön getäfelte Prunkzimmer. Jetzt stehen sie jedem Gaste offen, der bei den wirthlichen Aelplern zuspricht. Das Haus bietet eine angenehme Wohnung dar, die Luft ist erquickend frisch, das Wasser leicht und krystallhell, Kost und Wein über alle Erwartung gut und billig, die Betten sind rein gehalten, die Leute zuvorkommend freundlich. Für Bergsteiger ist's ein herrliches Revier; der Jäger findet seine Gemsen, der Angler in zwei künstlich angelegten Seen die trefflichsten Forellen.

Ich ging indessen nicht nach Kühetai, sondern wandte mich gegen Mittag und zog an der Melach hin gegen Lisens, einen schönen Alpenweg dem Bach entlang, der oft von hohen Wänden eingeengt in tosenden Fällen niederstürzt, oft wieder, wenn die Landschaft breiter wird, sanft und zahm durch die Wiesen läuft. Auf halbem Wege von Gries nach Lisens rieselt das Magdalenabrünnlein, von einer Bildsäule der Heiligen, die daneben steht, so benannt, wo auf hölzerner Bank zu rasten und aus dem frischen Born der Durst zu löschen ist. Von da nach einer kleinen Stunde erreicht man eine sanfte Anhöhe und nun thut sich Lisens auf, eine schöne smaragdene Alm, weit und geräumig, feiner glatter Wiesboden, von dem glitzernden Bächlein durchirrt, an dessen anderem Ende, seltsam anzu-

sehen in der stillen, menschenleeren Einöde, ein städtisches, mit einem Thürmchen geziertes Haus steht, aus Steinen erbaut und sauber geweißt, eine Sommerfrische der Herren im Stift zu Wilten. Die Landschaft hat in ihren Tiefen eine schmucke Reinlichkeit, die schmeichelnd ins Auge fällt; in den Höhen aber zeigt sie ein großartiges Wesen, das zu dem geleckten Wiesengrund und dem niedlichen Landsitz einen wundervollen Gegensatz bildet. Da steigt auch der Fernerkogel auf, der ungeschlachte Kogel, von seinem breiten Felsenfuße übersichtlich bis an die ragende Spitze, und daneben ist der Lisenser Ferner ausgebreitet und hängt kraus und wollig, wie ein Widdervließ zu Thale.

Das Sommerfrischhaus zu Lisens ist laut lateinischer Inschrift über der Thüre erbaut im Jahre 1780, nachdem der Wildbach das alte Gebäude zerrissen hatte. Nebendran wird in etlichen kleinen Gartenbeeten Gerste und Gemüse angebaut, wohl mehr zur Augenweide als zum ausgiebigen Ertrag. In dem untern Stockwerke hausen die Wirthschaftsleute, während im obern einige Zimmer und eine Capelle hergerichtet sind für die Stiftsherren. Jetzt war von mehreren, die in frühern Monaten dagewesen, nur noch einer übergeblieben, Pater Lorenz, ein artiger, alter Priester, der mich gutherzig willkommen hieß und gegen billiges Entgelt an seinem Mittagessen Theil nehmen ließ.

In der ersten Auflage folgte hier ein Auszug aus dem Berichte über die erste Besteigung des Fernerkogels, welche Professor Karl Thurwieser im August 1836 unternommen hat. (Neue Zeitschrift des Ferdinandeums, 6. Bändchen, S. 44 u. ff.) Diese Schilderung war eine der wenigen aus der Zeit, ehe die Kletterei im Großen begann und mochte damals ihre Stelle wohl verdienen, ist aber jetzt beseitigt worden, da die Zeitschriften der Alpenvereine seitdem solche Wagnisse schon in Unzahl beschrieben haben.

Das Lisenser Jöchel, welches 8862 Fuß hoch nach Stubai hinüberführt, scheint keines von denen zu sein, über die man gerne geht. In Innsbruck war nur wenige Kunde darüber einzuziehen, doch lautete diese eher günstig. Ich wollte mir daher den Weg nur beschreiben lassen und keinen Führer mitnehmen, aber Hans Krapf, der Schaffner zu Lisens, hatte die Güte, hievon keine Notiz zu nehmen und mich fast wider meinen Willen zu begleiten, was mir später auch keineswegs leid war.

Der erste Aufweg ging über Wiesengrund. Schön war die Ansicht des Ferners, dessen Auslauf bald zu unsern Füßen lag. Als wir etwa anderthalb Stunden gestiegen waren, wurde die Landschaft öde, hochjochartig, tauernmäßig. Wir sahen auf den fernen Grat und auf die Schneefelder, die darum herlagen. Lange Zeit traten wir auf steilgelagertes rutschendes Gerölle, auf braune Platten, die nach Umständen übereinander fortschossen, unter den Tritten aber zusammen knackten.

Nachdem der mühsame Gang über diese knatternden Kacheln zurückgelegt, kamen wir auf körnigen Sand, der sich in jäher Halde zum Joche hinaufzog. Der Sand aber gab bei jedem Schritte nach und wer einmal ins Gleiten kam, dem war wohl schwer zu helfen. Hans Krapf sah auch meine Noth und trat vorausgehend mit Behutsamkeit die Schritte ein; manchmal reichte er mir auch die Hand, und wenn's ihm dünkte, daß von unten besser zu wirken sei, so kehrte er um und schob mich aufwärts. In dieser Art kamen wir denn doch zuletzt glücklich auf das Joch, einen schmalen, zwischen wilde Höhen eingekerbten Sattel, der so schneidig ist, daß man sich darauf setzen und die Füße beiderseits rittlings zu Thale hängen kann. Die Aussicht ist nicht zu rühmen; sie geht nicht in die Tiefen von Stubai und von der Thalebene von Lisens ist gar

nichts mehr sichtbar. Das Horn, das sich in nächster Nähe nördlich erhebt, ist die Villerspitze, die vor Zeiten, als man die Berge noch mit dem Auge und nicht mit dem Barometer maß, für eine der drei höchsten im Lande galt, wie der alte Reim besagt:

Der Hager in Gschnitz
Und die Villerspitz
Und die Martinswand
Sind die höchsten im Land.

Auf der andern Seite des Joches nach Stubai hinabzugehen ist eine sehr einfache und gefahrlose Sache. Es zeigt sich bald ein Bach, der zum Führer wird. Nach einstündigem Gange, immer rasch zu Thale, war ich in Oberisse, einer kleinen Ansiedlung von Sennhütten. Eigentlich hatte ich den Weg verfehlt, da ich nach Alpein gewollt, um den Ferner zu sehen. Um dahin zu gelangen, wäre vom Joche aus rechts zu gehen gewesen; ich war gerade aus gegangen.

Die Sennhütten zu Oberisse sind meist gemauert und gut eingerichtet. Die Wasserkraft wird hier zum Butterrühren benützt; ein Arm des Baches treibt kleine Räder, an welche das Butterfaß gelegt wird, so daß sich der Inhalt von selbsten „schlegelt.“ An andern Orten sieht man solche Rädchen mittelst einer Schnur die Wiege schaukeln, die drinnen in der Stube steht. Ein Wirthshaus ist nicht auf der Alm, doch findet sich eine Kaser, wo allenfalls Wein und Brod zu haben. In dieser traf ich vier Gäste, drei erwachsene Sennen und einen Knaben, dazu die Sennerin und ihren jüngern Bruder. Die Männer saßen auf der Bank, die sich um die Feuerstelle herzieht, halb im Rauch verhüllt, schmauchten und plauderten, die Sennerin ging ab und zu und redete wenig. Sie war ein sehr schönes Mädchen, fast zu schön für diese Einsamkeit. Um den

Alpeiner Ferner zu erreichen und wieder bei Tage zurückzukommen, war's zu spät, blieb also nichts übrig, als bis zum Morgen zu warten. Ich war etwas besorgt, daß das Hirtenmädchen sich die Einlagerung verbitten würde, aber der eine der Gäste sprach mir Muth zu, sagte, das komme öfter vor, und die Sennerin sei überhaupt nicht so „schiech“ als sie thue. Dieß begleitete er mit einem ironischen Lächeln, was die Alpenmaid dadurch bestrafte, daß sie ohne ein Wort zu sagen aufstand und davonging. Bald hatten auch die Sennen ihren Branntwein ausgetrunken und gingen fort, so daß ich mit dem Mädchen, das wieder herbeigekommen, und ihrem wenig sichtbaren Bruder allein blieb. Ich habe ohne Ruhm zu melden ihrem schönen Mund nicht dreißig Worte zu entlocken gewußt, von allem andern, was die scherzhaften Reden des Sennen andeuteten, ganz zu geschweigen.

So saß ich also mir selbst überlassen, im leichten Rauch des Herdes auf der hohen Bank, trank ein paar Gläser Wein und nährte mich von Brod und Käse. Meine Augen beschäftigten sich mit Kübeln, Pfannen, Milchschüsseln, Butterfässern und einer Menge unbeschreiblichen Plunders, der ringsumher stand, lag und hing. Die Luft war kühl und das Herdfeuer daher sehr erquickend.

Die Nacht war noch nicht ganz hereingebrochen, als das Mädchen aufstand und mir bemerkte, es sei Zeit, zur Ruhe zu gehen; sie seien schläfrig, die Nacht vorher habe eine Kuh gekälbert und sie um allen Schlaf gebracht. Ich überließ mich ihr mit völliger Hingebung, wohin sie mich auch führen würde. Sie aber leitete mich aus der Hütte und hinten an den Heustadel hin, zu dessen Dachraum eine Leiter emporging. Hier solle ich hinaufsteigen, oben werde ich warmes Heu und eine Decke finden. Gute Nacht!

Unterm Dache fand ich wirklich warmes Heu genug

und nach einigem Tappen auch eine wollene Decke. Ich grub mir mein Lager in das weiche Bett und nahm die Decke über mich, recht eigentlich bis an die Ohren herauf. Es war nämlich kalt im Speicher, da zwischen Dach und Seitenwand ein handbreiter offener Raum für den nöthigen Luftzug gelassen war. Obgleich es noch früh an der Zeit, so kam doch bald ein süßer Schlummer über den müden Wanderer.

Mitten in der Nacht erwachte ich. Ein langer gleißender Lichtstreif floß über mich hin und im ersten Taumel glaubte ich, die Decke brenne. Ich fuhr auf und sah durch eine Dachspalte in den lieben Mond, der da herein seinen harmlosen Glanz ergoß. Ich öffnete die Thüre und trat hinaus an die Leiter. Unendliche, tiefe Bergeinsamkeit im verklärenden Mondenschimmer! Die stillen Alpenweiden, die starren Schrofen, die hohen Jöcher mit den glänzenden Schneefeldern, alles so lautlos und feierlich! Nur der Bach, der tosende, sprach sein Wort in dieser Stille und zwar zehnmal wilder, als am hellen Tage.

Als ich in der Frühe die Decke abgeschüttelt und die Thüre geöffnet hatte, war alles neblig, um und um, die Bergspitzen sämmtlich verhüllt, selbst die niedern Weiden nicht frei. Gleichwohl hoffte ich, die Luft würde ihren Trübsinn noch zeitig lassen und machte mich auf, dem Bach entlang gegen Alpein zu gehen, da ich denn, einmal in solcher Nähe, nicht gerne wieder abziehen wollte, ohne den Ferner gesehen zu haben. Ich kam bis an den hohen Bergvorhang, wo der Steig steil aufwärts geht. Dort ist ein brüllender Wasserfall, der stäubend in ein Felsengrab springt, um sich in grauenvollen Wirbeln wieder daraus loszureißen. Als ich mit wonnevollem Grausen das Bild beschaute, begann es zu regnen. So kehrte ich zurück zu meiner lieben Sennerin.

Das Mädchen war noch so trutzlich wie am Abende vorher. Ich dachte, wir würden uns jetzt bei dem trüben Regen durch Gespräch die Zeit vertreiben und unsre Ideen friedfertig austauschen, allein sie hatte genug an den ihren und wollte nichts von den meinigen. Drum setzte ich mich allein ins Kämmerlein, zog meinen Bleistift heraus und schrieb an meinem Tagebuche, während das Wasser draußen plätschernd von den Schindeln lief.

So wartete ich bis zehn Uhr, und da hörte zwar der Regen auf, aber die Nebel saßen noch immer fest im Thale und es schien nicht, als wenn sie sich verziehen wollten. Deßwegen mußte ich mich leider mit den bereits gesehenen Fernern trösten und den schönen von Alpein sich selbst überlassen. Also ging ich — und Niemand gab mir das Geleite, nicht einmal bis zur Thüre — bergabwärts, einen sehr gangbaren Weg, kam noch durch ein Dorf von Sennhütten und dann wieder in ständig bewohnte Gegenden, wo hübsche Häuser, steinerne und hölzerne, eines über dem andern an den Halden hinauf standen, umgeben von Gerstenfeldern, die eben gemäht waren, bis herab nach Neustift, das in einem milden Thale liegt, im grünen Laub der Bäume, die sich an dem Fernerbach hinziehen, wie die Weiden an den Lechcanälen bei Augsburg. Wer sich hier umdreht, der sieht im Hintergrunde des Thales den wilden Pfaffen, dessen höchste Spitze, das Zuckerhütel, 11100 Fuß hoch, und die erhabenste ist im Stubaiergebirge.

Da ich nicht gerne einen Zug verschweige, der irgend einen mißfälligen Schatten mildern kann, so erwähne ich auch mit Vergnügen, daß mir der Wirth von Neustift anvertraute, das Mädchen auf der Alm zu Isse sei eine besonders brave und rechtschaffene Person. Aber gar so viel wenig reden thut sie — meinte ich. Ach, sagte der Andere, sie würde schon freundlicher sein, wenn sie besser

mit Ihnen bekannt wäre. Ich dankte ihm herzlich für diese Beruhigung.

Im vorigen Jahrhundert lebte hier herum Franz Penz, ein Priester, der aber nicht allein die Seelen auferbaute, sondern auch Kirchen und Pfarrhäuser. Er war ein Bauernsohn aus dem kleinen Thale Navis, das bei Steinach in das Wippthal ausmündet. Kaum hatte ihn der Bischof zum Priester geweiht, als er so verläßliche Zeichen seines inwohnenden Meisterthums an den Tag legte, daß ihn seine geistliche Obrigkeit immer an solche Orte als Seelsorger stellte, wo zugleich auch Bauten zu führen waren. Er löste alle diese Aufgaben zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten wie der betheiligten Gemeinden, erlangte so allmählich große Anerkennung und starb 1772 in Ehren als Pfarrer zu Telfes, wo er eben ein Kloster bauen wollte. Man zählt vierzehn Kirchen und acht Pfarrhäuser, deren Bau er geleitet. Die Kirchen, die ich von ihm gesehen, und so auch die große Kirche zu Neustift, sind helle reinliche Säle in mildem Zopfstyle gehalten, sehr aufgeklärte Räume, ohne alle Mystik der Andacht, ohne alles Helldunkel, das der deutsche Beter braucht, um mit unserm Herrgott reden zu können. „Man könnte sie," sagt ein witziger Scribent, „wenn es die Heiligkeit des Ortes zuließe, ohne mühselige Umänderung auch zu Tanzböden, Zweckessen, Ausstellungen u. s. w. verwenden." Es ist landesüblich, sie zu bewundern, sie werden indessen nicht jeden überraschen. Ueberdieß liegt die Vermuthung nahe, daß der Pfarrer Penz auch einer von denen gewesen, welche die alten ehrwürdigen gothischen Kirchlein, statt sie zu stützen und zu erhalten, niedergerissen, um ihre eigenen Kunststücke an die Stelle zu setzen. Ihm, als Mann des vorigen Jahrhunderts, wird man das noch lieber verzeihen, als den traurigen Baumeistern, die zu dieser Zeit in den

Alpen hantieren und neuen Inventionen obliegen. Ich für meinen Theil meine wähnen zu dürfen, daß den grünen Alpen nichts besser stehe, als die Gothik des deutschen Mittelalters. Es ragt nichts schöner auf dem Felsenschopfe, es lockt nichts heimlicher im engen Thal, als die spitzbogigen, spitzthurmigen Kirchlein, die unsere Väter auferbaut. Bis einmal der Genius neue Bahnen gebrochen hat, möchte es drum viel gerathener sein, dieses Alte bescheiden nachzuahmen, als erbärmliche Originale zu geben.

Vulpmes ist das größte Dorf in Stubai und das Herz des Thales. Hier sind nämlich die weitberühmten Eisenschmieden, und die ganze Ortschaft hat ein vulcanisches Gepräge. Ueber diese Industrie der Stubaier hat sich ein Aufsatz im ersten Band der Zeitschrift für Tirol und Vorarlberg sehr belehrend verbreitet. In welchem Jahrhunderte zu Vulpmes jenes Gewerbe angefangen, ist jetzt nicht mehr zu ergründen. Gewiß gaben die Eisengruben, die in der Nähe betrieben wurden, die erste Veranlassung dazu. Jetzt sind diese längst eingegangen und nur noch Spuren alter Betriebsgebäude vorhanden, nebst vielen verschollenen Erzanbrüchen in dem Gebirge und etlichen Urkunden aus dem fünfzehnten Jahrhundert, die sogar von Goldbergwerken in der Vulpmer Alpe sprechen. Aber die hephästische Kunst hat sich bei den Vulpmern erhalten, obgleich sie nunmehr ihr Eisen weit herauf aus Kärnthen und Steiermark beziehen müssen, da das tirolische für sie theils zu theuer, theils zu schlecht ist. Die Handelschaft der Stubaier nahm übrigens ganz denselben Verlauf, wie die der Grödner. Allererst trugen etliche Schmiede, die in der Nähe keinen Absatz fanden, ihr Geschmeide auf dem Rücken von Ort zu Ort in den heimathlichen Bergen und in der benachbarten Fremde. Dieses hausirende Geschlecht ist nach der Volkssage von fabelhafter Leibesstärke gewesen.

Am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts leuchteten darunter besonders drei Brüder, Thomas, Martin und Georg, die Tanzer von Neustift, hervor. Georg Tanzer soll einmal vor dem Mauthhause zu Schaffhausen mit acht Centnern Eisen angekommen sein, die er so eben allein aus Stubai herausgetragen hatte. Der Rath zu Schaffhausen ehrte seine Tugend durch Verleihung lebenslänglicher Zollfreiheit und ließ ihn auf dem dortigen Mauthhause abmalen. Thomas, der andere Tanzer, trug acht Centner Salz von Hall nach Neustift; Martin, der dritte, übertraf aber seine beiden Brüder noch an Stärke; er konnte einen beladenen Frachtwagen heben und von einer Seite auf die andere schieben. Da er mitunter ein Viehdieb war, so nahm er ein schlechtes Ende, indem er eines Tages auf der Gallwiese bei Innsbruck von vielen Menschen und Hunden gefangen und nach gefälltem Urtheil gehängt wurde.

Anfangs also gingen die Stubaier mit dem Tragkorbe, mit der Kraxe, in die Welt. Aus der Kraxe entstand mit der Zeit ein Wagen, dessen erste Erscheinung man ins Jahr 1680 setzt. Nach diesem fanden es einige vortheilhafter, das Schmiedehandwerk in der Heimath ganz aufzugeben und sich bloß der Handelschaft zu widmen, was dann wieder zur Errichtung von Handelsgesellschaften führte, die ihre Unternehmungen mit zusammengeschossenen Capitalien betrieben. Man hat Nachrichten, daß diese Gesellschaften in der Zeit des siebenjährigen Kriegs sich besonders vermehrten und hervorthaten.

Endlich im Anfange dieses Jahrhunderts fand man, daß der Aufwand, den die wandernden Bevollmächtigten auf ihren Reisen zu machen hatten, wegen wachsender Theurung der Lebensmittel und abnehmender Sparsamkeit von Jahr zu Jahr steige, und um diesem Nachtheil zu steuern, löste man die Gesellschaften auf und errichtete in Vulpmes

Waarenlager, aus denen die Abnehmer des In- und Auslandes, zumal die zahlreichen Stubaier Handlungen, die sich in Süddeutschland niedergelassen, ihren Bedarf erheben konnten.

So sind denn die Stubaier Schmiede jetzt in denselben Zuständen, wie die Grödner Schnitzler und sind auch von den gleichen Anfängen ausgegangen. Ehemals zogen jährlich bei dritthalbhundert Menschen ins Ausland, die dann nach kurzer Abwesenheit wieder in die Heimath zurückkehrten. Der Gewinn, den der Handel abgeworfen, wurde auf den Ackerbau und auf Erweiterung der angestammten Feldungen verwendet; daher dann im höhern Alter ein otium cum dignitate, Ruhe und Wohlstand, daher übrigens auch wie in Gröden, ein paar Menschenalter lang ungeheuer hoher Preis des Bodens. Heirathen mit Ausländerinnen gestattete die Sitte nicht, gänzliches Aufgeben der Heimath verbot die Sehnsucht nach dem Thale. So kehrten sie von ihren Wanderungen immer sicher wieder, legten das feinere Gewand, das sie im Ausland getragen, wieder ab, und waren Thälerer wie vorher. Daher auch zu jenen Zeiten, wie in Gröden, wie im Lechthale, wie im Engadein Bauersleute genug, die mit französisch und italienisch renommiren konnten und am Sonntag nach dem Essen das städtische Tarokspiel betrieben. Jetzt da sich die auswärtigen Eisenhandlungen alle von dem Mutterländchen abgelöst, sind diese ausländischen Züge in der Physiognomie des kleinen Thales wieder lange verwischt. Die jetzigen Verleger sind übrigens feine artige Leute, die manche Reisen gemacht haben und Sprachen sprechen, aber dafür auch ganz als Städter leben. Im Pfurtscheller'schen Verlage wurde ich mit vieler Freundlichkeit herumgeführt.

Was Viehzucht und Ackerbau betrifft, ist der Stubaier unermüdlich und seinen Fleiß überwindet weder Schwierig-

keit noch Gefahr. Jedes Plätzchen, das eine Pflege zuläßt, ist benützt; um eine Handvoll Heu klettern die Männer den Ziegen nach auf die steilsten Schrofen, nicht abgeschreckt durch Verstümmelung oder Tod, was die Stürzenden so oft erleiden. Die Mähder, die auf den jähen Bergwiesen arbeiten, binden sich mit Stricken zusammen, um sich vor dem Fall zu schützen und die Holzhauer fällen ihre Bäume unbekümmert um den tiefsten Abgrund, von dem ihren Fuß nur unsicheres Gestrüppe trennt. Um eine Spanne Raum zum Ackerbau zu gewinnen, trägt der Bauer die Erde auf dem Rücken an den steilen Abhängen hinauf; spült der Regen dieselbe herab oder verführt sie der Wind, so beginnt er im Frühjahre seine Arbeit von neuem, wenn er auch weiß, daß sie der Herbst wieder zerstört. So kämpft er auch ewig mit dem Wildbache. Wenn ihm dieser seine Felder wegreißt, so hat er zwar nur das traurige Nachsehen, wenn das Wasser sie aber bloß mit Sand und Felsblöcken überschüttet, so geht er ruhig an die Arbeit und räumt die Gries- und Schotterlage geduldig ab. Diese schichtet er in Haufen, gräbt dann die darunterliegende gute Erde aus und wirft sie ebenfalls auf Haufen. In das Loch, das so entsteht, wird der Schotter versenkt und dann die Erde darauf gelegt — eine Mühewaltung, die man das Wenden heißt. Selbst Felder, die das Wasser davon getragen, sind zuweilen wieder hergestellt worden. So hatten die Hofbauern zu Auten schon vor vielen Jahren einmal ihre Aecker alle und einen guten Theil ihrer Wiesen durch eine Ueberschwemmung eingebüßt; nur dürrer Kiesboden war zurückgeblieben. Um diesen wieder ergrünen zu lassen, suchten die Leute an den Bergen herum so viel fruchtbare Erde zusammen, um die öde Fläche zu überdecken. Und wo der Gräuel der Verwüstung Mitleid und Trauer erregt hatte, da sproßten bald nachher wieder schöne

Saaten. Die Verheerungen, die der Rutzbach anstiftet, sind übrigens erschrecklich. Was er in den Jahren 1772, 1776 und 1789 gethan, steht noch in düsterm Angedenken. Der Schaden wurde damals auf 400,000 fl. berechnet. Im Jahr 1807 brach ein Unglück herein, welches das Dorf Vulpmes mit völligem Untergang bedrohte. Ein Ungewitter mit Wolkenbruch, das am dreißigsten August vorüberzog, schmolz nämlich die Schneelawinen, die sich seit mehreren Jahren in der Schlicker Alm ober dem Dorfe angelagert hatten. So wurde das Schlicker Bächlein, sonst ein friedliches Mühlwasser, zum tobenden Strom, wüthete zwölf Tage lang, zerriß dreizehn Brücken und einundzwanzig Gebäude, beschädigte etliche vierzig durch die Felsenstücke, die es an ihre Mauern schleuderte und ließ einen Schaden zurück, der sich auf mehr als 100,000 fl. belief.

In Stubai kommen alle Feldfrüchte vor, wie sie in Nordtirol gebaut werden, außer Mais und Weizen. Aepfel und Birnen gibt's nur zu Telfes am Eingange des Thales, Kirschen noch zu Neustift. Ein anderes Erzeugniß des Thales ist die Stubaier Sulze, welche aus den edelsten Bergkräutern verfertiget wird. Sie gilt als ein treffliches Heilmittel für Brustkrankheiten.

Von Vulpmes steigt man nach Mieders hinauf, das hoch über dem Rutzbache und seinem walddunkeln Rinnsal liegt. Es ist der Sitz des Landgerichts und erfreut sich einer Badeanstalt, die von den Innsbruckern etwa eben so für die ihrige angesehen wird, wie die Botzener Ratzes als ihr Leibbad betrachten. Man findet da gemächliche und reinliche Sommerwohnung und im Wirthshaus zur Traube einen guten Tisch. Es ist in den schönen Monaten des Jahres ein sehr heitrer Aufenthalt, denn die Innsbrucker führen keinen Trübsinn aus. Am ersten September 1842, als ich in der Traube zu Mieders anlangte, war

die Saison freilich schon vorüber. Man wußte indeß viel zu erzählen von dem vergnügten Leben, das die Badgäste geführt, noch mehr aber von dem Feste, das Tags zuvor in der Nähe stattgefunden hatte, als Erzherzog Stephan, damals in Tirol reisend, den Grundstein legte zur Hauptbrücke an der neuen Straße, welche in den letzten Jahren erbaut worden ist, um den schlimmen Steig am Schönberg zu umgehen. Es soll der keckste Bogen in Europa werden von 138 Fuß Spannweite. Alle Ohren waren noch voll von dem schmetternden Lauffeuer, das die wälschen Arbeiter, die dabei beschäftigt, durch Verbindung einer Unzahl von Böllern zu Stande gebracht hatten.

Der Name Lisens (urk. *Melusina)* ist rhätisch, Stubai dagegen (urk. *Stupeja)* aus dem römischen Familiennamen Stupejus hervorgegangen, wie Matreium, Matrei, aus Matrejus. Sonst noch in beiden Thälern ziemlich viel romanische Namen, deren zwei Dutzende in der Rhät. Ethnologie S. 192 aufgeführt sind, darunter auch Praxmar, pra de casa major, der Ursitz der in Tirol und Bayern weit verbreiteten Praxmarer. Gleirsch ist übrigens, wie schon Herbsttage S. 251 bemerkt, nicht collures, sondern (val de) glaries, Griesthal, und Tschangelair nicht campo de collura, sondern campo de glaria. Hinzuzufügen wäre noch Pinnes, (val de) pines, Vulpmes, val pinosa? Daß die Serlesspitze in Stubai Sonnenstein heißt, könnte daran erinnern, daß aus lat. sol, soliculus grödnerisch suredl geworden, dessen Plural suredles jenes Serles erklären möchte. — Pfurtscheller kömmt von forcella, Gabel, Bergjoch.